

Kurt Oesterle

„Erschüttert sein, doch es nicht zeigen dürfen ...“

Eine Gegenüberstellung zweier europäischer Kriegsgedichte, vermehrt um einen Versuch zur Geschichte von Jacob Picards Gedicht „Nach der Schlacht“ und seiner Entstehung aus einem deutsch-jüdischen Dilemma

Vortrag, gehalten vor dem Jacob-Picard-Freundeskreis am 11. November 2018
im Rathaus Wangen / Höri.

Jacob Picard, Nach der Schlacht

Du hast's getan, o Herr, wir sind daran nicht schuld.
Du gabst uns diesen tollen Augenblick
Und ließest uns mit ihm allein zurück
Und schautest zu mit schrecklicher Geduld.

Wir standen auf, wie trunken, zu vernichten,
Wir hoben uns entgegen der Gefahr
Und wußten nicht, daß es die Menschheit war,
Die wir in ihrer schwersten Not besiegten.

Sie liegen arg gehäuft in den Verhauen.
Die Sonne kocht seit manchen Tagen sie
Und in ihr zitternd Herz, ihr starkes Knie
Treibt die Verwesung unerbittlich ihre Klauen.

O grauenhafter Schrecken unsrer Seele!
Wie von des unbegrabnen Tieres Aas,
Des schwarzes Blut quoll ins zerwühlte Gras,
Klemmt der Gestank den Atem in die Kehle ...

Nur abends manchmal schickst du eine Röte
Vom Himmel aufs erbarmungslose Feld.
Dann ist ein jeder herrlich, jeder schon ein Held
In seiner Heimat ewigem Gebete,

Entschwebt verklärt, von Strahlen überzweigt,
Ein jeder wieder Vater, Bruder, Sohn,
Und durch die Lüfte singt ein milder Ton,
Der unser eigen Haupt vor Heimweh neigt.

*

Siegfried Sassoon, Verdrängte Kriegserfahrung

Zünd jetzt die Kerzen an; eine; zwei; da ist `ne Motte;
Welch dumme Bettler sie sind, hineinzustolpern
Und ihre Flügel zu versengen am Ruhm,
Flammenwerferflamme –
Nein, nein, nicht das, – es ist übel, an den Krieg
zu denken,
Wenn Gedanken, die du abgewürgt hast, täglich
wiederkommen, um dir Angst zu machen;
Denn fest steht, daß Soldaten niemals irre werden,
Außer wenn sie die Macht verlieren über häßliche Bilder,
Die sie hinaustreiben, um herumzustammeln zwischen
Bäumen.

Steck dir `ne Pfeife an, sieh, wie ruhig deine Hand
bleibt.
Nimm einen tiefen Zug; hör auf zu denken; zähl
auf fünfzehn,
Und du bist kerngesund ...
Warum will's denn nicht regnen? ...
Ich wünsch mir einen Donnersturm heut nacht,
mit kübelweise Wasser, um das Dunkel abzuwaschen,
Und die Rosen ihre tropfnassen Köpfe hängen zu lassen.

Bücher; was für heitere Begleiter,
Stehen so still und geduldig in ihren Regalen.
Zartbraun gekleidet oder schwarz und weiß und grün
In allen Farben. Welches willst du lesen?
Los; nimm und lies; sie sind so weise.
Ich sag dir, alle Weisheit der Welt
Wartet auf dich in diesen Regalen; doch du
Sitzt da und kaust die Fingernägel, läßt deine Pfeife
kalt
Und lauschst der Stille: an der Decke
Da ist `ne große taumelige Motte, die sich stößt und
flattert;
Und in der atemlosen Stimmung draußen,
Da wartet der Garten auf etwas, das hervortritt und
sich zeigt.
Dort müssen Unmengen Geister zwischen den
Bäumen sein, –
Nein, keine Gefallenen – die sind in Frankreich –
Aber schreckliche Gestalten in Leichentüchern –
alte Männer, die starben
Langsam, eines natürlichen Todes – alte Männer
mit gemeinen Seelen,
Die ihre Leiber verbrauchten in ekligen Lastern.

Du bist ruhig und friedlich, geborgen im heimischen

Sommer;
Nie würdest du glauben, Welch blutiger Krieg
grade tobt! ...
O ja, du würdest ... warum, du hörst auch so die
Geschütze.
Horch! Bum, bum, bum, – ganz weich ... nie enden sie –
Diese flüsternden Geschütze – O Christus,
ich will hinaus
Und sie anschreien, damit sie verstummen –
ich werde verrückt;
Ich dreh' vollends durch und starre wie im Wahnsinn
von wegen der Geschütze.

(übersetzt von Kurt Oesterle)

Ein Deutscher, ein Engländer, beide als Freiwillige im selben Krieg, vielleicht sogar in derselben Schlacht aufeinander schießend, doch nicht minder in der gleichen Erfahrung vereint. Auch sind beide Dichter: Jacob Picard, geboren 1883 in dem Dorf Wangen auf der Bodensee-Halbinsel Hori, Siegfried Sassoon, geboren 1886 in der Grafschaft Kent, dienten - jeder seinem Land - im Ersten Weltkrieg als Infanterie-Offiziere an der Westfront und überstanden dort die menschenverschlingenden Materialschlachten mehr oder weniger heil. Beide wurden mit hohen Kriegswürden ausgezeichnet. Sassoon hat sein „Military Cross“ gar nicht lange nach der Verleihung ins Wasser des Mersey geworfen, während Picard sein vom Reichspräsidenten nach dem Krieg gestiftetes und noch 1934 entgegengenommenes „Ehrenkreuz für Frontkämpfer“ mit Stolz hochhielt, weil er den überragenden Beweis darin sah, daß auch die deutschen Juden im Weltkrieg ihre patriotische Pflicht getan hatten – was ihnen von den Nazis immer wieder bestritten wurde.

Sassoons Gedicht ist zuerst 1918, in dem Band „Counter Attack“ („Gegenangriff“), erschienen; sein Originaltitel lautet wissenschaftlich nüchtern: „Repression of War Experience“. Picards Gedicht wurde 1920 in dem Band „Erschütterung“ veröffentlicht, der den beiden im Krieg gefallenen Brüdern des Dichters gewidmet ist. Der Augenblick dieses Gedichts liegt, wie bereits der Titel sagt: nach der Schlacht – aber, so möchte ich hinzufügen, vor dem Ausbruch des Traumas, das in einigen Symptomen jedoch klar und deutlich, wenn auch wohl kaum bewußt, bereits durch die Verse geistert. Mit anderen Worten: Noch tritt das Trauma gleichsam im Tarnanzug auf und gaukelt eine Welt vor, die ziemlich in Ordnung scheint: Zuoberst steht Gott, der wie im Gebet angerufen wird, und dem der Sprechende unversehens die Schuld am Krieg zuschiebt. Dann tritt ein Wir auf, das nicht bei Sinnen gewesen sein will und die Schlacht „wie trunken“ geschlagen hat, also in Ekstase oder benommen vom Blutausch. Gegen Ende lockt schließlich die Aussicht auf Normalität, eine schwache Hoffnung, als „Vater, Bruder, Sohn“ wieder heimkehren und in alte Bindungen eintreten zu dürfen, grad wie Odysseus nach dem trojanischen Krieg. Der in der Schlacht erfahrene „grauenhafte Schrecken unsrer Seele“ indes wird in der Mitte des Gedichts nur kurz heraufbeschworen, mit dumpfem, lange nachklingendem Pathos.

Picards Gedicht läßt sich freilich auch anders lesen, nämlich auf traumatologische Art: Gott würde demnach nur angesprochen, weil das Schlacht-Erlebnis unsagbar bleibt und keinem menschlichen Adressaten mehr mitgeteilt werden kann. Ähnlich verhält es sich mit dem Wir – fast krakenhaft übernimmt es den Platz des beschädigten Ich, das jenes Übermaß an Angst und Grauen nicht fassen kann, mit dem die Schlacht die Seele überwältigt hat. Wer aber spricht in diesem Gedicht? Vielleicht das vom Wir fast ausgelöschte, reduzierte Rest-Ich, dem nur noch die

Aufgabe zufällt, jene Sprachschönheit zu erzeugen, die Picard über das Schlacht-Geschehen breitet und mit dem dieses Geschehen halbwegs erträglich gemacht werden soll.

Die Seele verletzt – das Gedicht heil!

Ganz anders das nahezu prosaische Poem Siegfried Sassoons, dessen Entstehungszeit unverkennbar nach dem Ausbruch des Traumas liegt. Schönheit ist von ihm nur noch am flackernden Rand zu erwarten, und die Überzeugung, „daß Soldaten niemals irre werden“, wurde vom lyrischen Ich längst begraben; zumindest phasenweise hat der grauenhafte Schrecken Macht über die Seele erlangt. Trotzdem getraut sich hier, wenn auch zaghaft und ängstlich, doch noch ein Ich auszusprechen.

Worum geht es in diesen Versen? Grob gesagt, um die Selbstbeobachtung eines in der Schlacht traumatisierten Soldaten. Schon der Titel drückt aus, daß dieser Soldat weiß, wovon er spricht: von Verdrängtem, das im Alltag schmerzhaft wiederkehrt. Bei den leisesten Anklängen ist der Krieg gegenwärtig – eine ins Kerzenlicht fliegende Motte erinnert an Flammenwerfer, aus den dunklen Flecken zwischen den Bäumen im Garten tauchen gefallene Kameraden auf, selbst die Stille im Raum, angstgeladen, gemahnt an Geschützdonner. Doch all diese Erinnerungen sind keineswegs bloße Reminiszenzen, sondern stark und bezwingend wie das Erlebte selbst, das nicht vergehen will, sondern sich viele Male wiederholt, ohne erfolgreich bearbeitet werden zu können.

Halluzinationen, Angst- und andere Erregungszustände, schlafstörende Gewaltträume: alles Symptome einer „posttraumatischen Belastungsstörung“, die während des Ersten Weltkriegs Kriegsneurose oder shell shock hieß und die europäischen Gesellschaften auch in der Zeit danach noch eine Weile beschäftigen sollte. Siegfried Sassoon litt an einer solchen Nervenzerrüttung, wurde als einer der ersten in der britischen Armee dagegen behandelt und nützte, ermutigt von seinem Arzt, auch die Poesie als Heilmittel; eine Poesie, der die glatte Fassadenschönheit des Picard-Gedichts ausgetrieben ist und die sich nurmehr stolpernd und holpernd durch die Wirklichkeit vorantasten kann; an Erfahrungsfähigkeit allerdings hat sie hinzugewonnen.

Sassoon wurde mit entsprechenden Symptomen 1917 ins Craiglockhart War Hospital bei Edinburgh eingewiesen und dort von dem Militärpsychiater W.H.R. Rivers therapiert. Dieser auch psychoanalytisch geschulte Arzt ermutigte seinen Patienten, die bedrückenden Gefühle des Schreckens, der Schwäche, der Scham, auch der Selbstverleugnung und des Hasses nicht zu verdrängen, sondern zuzulassen und sie im Gedicht gewissermaßen durchzuarbeiten. Sassoon ist mutig darauf eingegangen und kehrte später sogar an die Front zurück, obwohl er den Krieg längst als sinnloses Schlachten erkannt hatte.

Das Gedicht versehrt – die Seele unterwegs zur Heilung?

*

Ein weiterer Unterschied, der ins Auge springt, ist der zwischen den Buchtiteln: Picards Gedichtband heißt „Erschütterung“, Sassoons Sammlung „Counter-Attack“. Liest man diese Titel programmatisch, so besagen sie: Die Kriegserfahrung des Deutschen ruft zwar eine schwere, aber offenbar nicht ganz und gar zerstörerische Verletzung hervor, während die Kriegserfahrung des Briten so stark und tiefgreifend wirkt, daß er zum „Gegenangriff“ übergeht, ja, übergehen muß.

Und das tut Sassoon auf dreifache Weise:

Einmal, indem er sich, wie gesehen, im traumatisierten Zustand schonungslos selbst analysiert und reflektiert, und zwar in einem Gedicht neuen Typs, das auf alle herkömmliche Schönheit verzichtet. Sodann in einer Aggressivität, die er gegen die eigene Heimatfront richtet, nachdem er sie im Urlaub aus der Nähe erleben durfte; im Wortlaut:

Das Varieté ist voll, sie wiehern, brüllen

Begeistert, während Hurenreihen lärmten,
Die Beine werfen und den Kehrreim schrillen:
„Der Kaiser muß für uns´re Tanks doch schwärmen!“

Jetzt müßt´ ein Tank sich durch die Logen graben
Zum Takt der Jazzmusik und „Home, sweet Home“,
Daß sie vor euren Witzen Ruhe haben,
All die zerfetzten Leichen von Bapaume*.

* Stadt an der Somme-Front

Außerdem gehört zu seinem Gegenangriff, daß er Mitgefühl für den Feind und seine Angehörigen zeigt, im klassischen Odenversmaß:

O deutsche Mutter, die du träumst am Feuer,
derweil du Socken strickst für deinen Sohn,
wird sein Gesicht noch tiefer in den Dreck getreten ...

Am schwersten freilich wiegt Sassoons politische „Counter-Attack“. Von seinem weggeworfenen Kriegsorten war bereits die Rede. Weit größer, umfassender und auch gefährlicher ist jedoch sein öffentlicher Protest gegen den Krieg, erschienen im Sommer 1917 unter voller Namensnennung, ein Protest, der in der Forderung gipfelt, den Krieg angesichts der ins Ungeheuerliche steigenden Opferzahlen sofort zu beenden; die Briten hatten zu diesem Zeitpunkt monatlich rund 100 000 Ausfälle, Tote und Verwundete. Sassoon schreibt in seinem Zeitungsartikel unter anderem:

Diese Erklärung gebe ich ab in einem Akt bewußter Mißachtung der militärischen Autorität, da ich glaube, daß der Krieg von denjenigen, die ihn beenden könnten, absichtlich verlängert wird ... Mein Protest richtet sich (vor allem) gegen die politischen Irrtümer und Heucheleien, denen die Frontkämpfer geopfert werden ... Ich glaube auch, daß meine Aktion dazu beitragen kann, die Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit zu beenden, mit der die meisten Menschen in der Heimat die fortdauernden Schrecken betrachten ...

Vor ein Kriegsgericht mußte der Leutnant Sassoon - alles andere als ein Pazifist - dafür nicht, wenig später jedoch hat sein Munitionsminister Winston Churchill diesen renitenten Soldaten zu sich eingeladen und seine jüngst erschienenen Gedichte gelobt. Einzig Sassoons kriegskritische Haltung fand Churchill seinerseits kritikwürdig – und beließ es freundschaftlich dabei.

Kaum denkbar, daß auf deutscher Seite ein vergleichbar hochrangiger Politiker einen Anti-Kriegslyriker - und auch noch mitten im Krieg! - zu sich gebeten hätte. Oder was für ein Sturm wäre wohl im ganzen Land losgebrochen, hätte ein im Feld stehender deutscher Jude eine Protestnote im Stil Sassoons publiziert!! Das wäre im glimpflichsten Fall als Wehrkraftersetzungs- und Ausdrucks-„jüdischer Drückebergerei“ gewertet worden ... Freilich hat sich auch Sassoon mit seiner Haltung in Großbritannien Feinde gemacht, daß er Jude war, spielte dabei aber keine Rolle ... Längst war dieser Sproß einer irakisch-sephardischen Familie, so wie auch andere Juden im Land, ganz selbstverständlich Engländer, ohne daß seine Zugehörigkeit, sein Mut, seine Verlässlichkeit bei jeder Gelegenheit in Frage gestellt wurden.

Wie anders hingegen die Bedingungen Picards!
In seinem titelgebenden Sonett schreibt er:

Erschüttert sein, doch es nicht zeigen dürfen,
Gelassen sprechen, tränenbang die Kehle,

Des Schicksals übermächtigen Würfen
Verstrickt sich fühlen in gelähmter Seele!

Es ist nicht leicht. Aus allen Tiefen trauert
Bewegtheit hemmungslos zum herben Munde.
Soldaten wir seit Jahr und Tag; gefahrnummauert,
Spürt doch das Herz empfindlicher die Wunde ...

Noch zweimal, in Prosa und weit später, wiederholt Picard dieses Schweigegebot vor dem eigenen Leid: einmal in „Erinnerung eigenen Lebens“, wo es heißt:

Das (Kriegserlebnis) wirkt heute noch nach in mir, ich will es nicht werten. Dazu kommt vor allem, daß zwei meiner Brüder, Wilhelm und Erwin, von vieren die wir draußen waren, gefallen sind. Man darf dazu nicht weiter Worte machen.

Und in der Erzählung „Der Bruder“ paraphrasiert er trocken:

Davon aber kann man nicht sprechen.

Doch warum?

Wer oder was verbietet Picard Schmerzausdruck und Klage? War es wirklich „östliche“, sprich: orientalische „Fügung“, wie er selbst vermutet hat? Oder jene „unerbittliche Formzucht“ aus der sektenmilitaristischen Tradition des Stefan-George-Kreises, die Picard vor dem Ersten Weltkrieg nach eigenen Worten „weitere Wege wies“ und die Gefühle persönlicher Trauer sowie jedwede andere emotionale Lebendigkeit im poetischen Ausdruck nicht duldete. „Formzucht“ sozusagen als kaserniertes Dichtungskonzept! Als Machtgewinn über Sprache und Gefühl. Es scheint, als wäre Picard mindestens noch bis Anfang der zwanziger Jahre in dieser Falle gefangen gewesen ...

Eine ausreichende Erklärung für sein Schweigegebot jedoch ist es nicht.

Jacob Picard und seine drei Brüder zogen als Freiwillige in den Krieg, zusammen mit weiteren 10 000 jüdischen Männern, die sich ebenfalls schnell und begeistert zu den Waffen gemeldet hatten. Insgesamt wurden auf deutscher Seite 96 000 Juden eingezogen, 12 000 davon sind umgekommen. „Eilet freiwillig zu den Fahnen, stellet Euch in den Dienst des Vaterlandes!“ In diesen Worten kulminierte am 1. August 1914 der Aufruf des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Auch der Kaiser kannte mit einem Mal keine Parteien mehr, nur noch Deutsche; es herrschte „Burgfrieden“. Die deutschen Juden mußten sich da mitgedacht, mitgemeint, mitgerufen fühlen. Wie auch nicht, wenn selbst kritische, nicht leicht zu benebelnde Köpfe wie Martin Buber die Kriegsteilnahme als verheißungsvolles Zeichen für eine neue deutsch-jüdische Schicksalsgemeinschaft werteten. Wie auch nicht, wenn nunmehr die Chance zu bestehen schien, im Kampf zum vollwertigen, fortan ungeschmähten, nicht weiter zurückgesetzten Deutschen werden zu können und am Ende vielleicht sogar vom „deutschen Volksgefühl“ angenommen zu sein, wie der Philosoph Hermann Cohen hoffte.

Und für einige Kriegsjahre sah es tatsächlich danach aus ...

Darum heißt es in der bereits zitierten Erzählung „Der Bruder“ auch folgerichtig, daß alle vier Picards „um die Heimat“ in den Krieg gezogen seien, und daß die beiden gefallenen Brüder „um die Heimat (starben)“ – womit aus meiner Sicht zweierlei Heimat gemeint ist: einmal Deutschland als ganzes, dann Deutschland als endlich echte und wahre Heimat der deutschen Juden. Ein neues, höheres Heimatrecht als bisher sollte ihnen damit zugefallen sein, erworben durch eigenes Leiden und vor allem durch den Tod so vieler Brüder ringsumher.

Doch das erweist sich als Trugschluß, denn spätestens nach Kriegsende ist die Lage der Juden noch schlechter als zuvor, und Picard muß selbst in der engeren Heimat den Kampf gegen einen wüsten Antisemitismus aufnehmen. Der gebrachte Einsatz, schonungslos bis zur Selbstaufgabe – umsonst! Opferbereitschaft und Opfer – vergebens! Die Trauer aber bleibt, sie wächst angesichts von so viel Vergeblichkeit sogar ins Unermeßliche, paart sich mit Schuldgefühlen, Gewissensnöten, wie in weiteren Sonetten aus dem Zyklus „Erschütterung“ angedeutet ist.

Grausames Vaterland, das zum einen solche Liebesbeweise fordert und sie zum anderen schließlich für nichtig erklärt, ja, den Juden auch noch - siehe „Dolchstoßlegende“ - die Schuld an der Niederlage aufbürdet ...

Wenn dies alles jedoch aus Scham und undurchdringlicher Verstrickung nicht sagbar ist, so scheint zumindest in einzelnen Versen ein neues jüdisches Selbstbewußtsein aufzublitzen, grad als werde Picard angesichts des schweren Verlusts auch seines Judentums aufs neue und schärfer inne. Nachdem „der Geschwister heilige Zahl“ im Krieg zerbrochen ist, erinnert er sich:

Wir sind von altem, blutgeintem Stamme,
Ein jeder lebt auch in des andern Flamme,
Ein jeder liebt im andern gnädig Wunder.

Oder, im fünften Sonett, in dem er für sich selbst eine neue Menschen- und Dichterpflcht den toten Brüdern gegenüber begründet:

So muß ich euer ungelebtes Leben
In meinen eignen Tag herübernehmen,
Muß dreifach unterm Ton der Welt erbeben,
Schmerzhaft geweckt von so verwaisten Schemen.

Muß eurer Liebe reinstes Ziel erfüllen,
Um unermessne Einsamkeit zu brechen
Und, Schleier des Vergangnen zu enthüllen,
Soll eure Stimme tief aus meinen Versen sprechen.

O Inbrunst, überirdisch zu verbinden!
Hinüber, ach, hinüber zu euch weint
Demütig und geheimnisvoll mein Blut.

Im Wort vom „Blut“ und vom „blutgeintem Stamme“ zeigt sich ein Begriff vom Judentum, der in den Hochzeiten der Assimilation so nicht denkbar gewesen wäre. Martin Buber hat ihn geprägt, in der ersten seiner berühmten drei Reden, gehalten um 1910, auf die Picard sich in seiner „Erinnerung eigenen Lebens“ ausdrücklich und zustimmend beruft. Judentum ist für Buber auch Nationalität, „Blut“, wie er sagt, das „unser Leben“ gestaltet, das wir aber „noch nicht zu unserem lebendigen Eigentum gemacht haben“. Man hat Buber seinen Rekurs aufs „Blut“ von jüdischer Seite vielfach übelgenommen. Doch er beharrt darauf, setzt dieses Wort gegen Begriffe wie Milieu oder Umwelt und nennt das jüdische Volk eine „Mischung“ aus Fremdem und Eigenem. Doch statt sich von dieser „Mischung“ beherrschen zu lassen, müsse man sie selbst beherrschen lernen. „Wenn wir zu unserer ganzen jüdischen Existenz Ja gesagt haben, fühlen wir uns nicht mehr als Einzelne, dann fühlt jeder Einzelne von uns als Volk, denn er fühlt das Volk in sich ... (und) mein Volk ist meine Seele.“

Es scheint, als hätte Buber dieses neue Selbstbewußtsein im Rausch symbiotischer Gefühle während des Kriegs zumindest vernachlässigt, genau wie Picard, doch spätestens nach dem Krieg ist es wieder da, gepaart mit Reue, Trauer und schlimmsten Verlustschmerzen. Und nun

ereignet sich mehr als Assimilation, nämlich Rückgewinnung, Heimkehr, Wiedervereinigung; und wahrscheinlich zum ersten Mal fühlt Picard sich in dieser Stärke seinen toten Brüdern auf jüdische Geistesart verbunden und muß versuchen, die Erinnerung an sie hineinzustellen in ein - mit Buber - „Gedächtnis von Jahrtausenden“.

Diesen Versuch, so glaube ich, unternimmt er im Sonett-Zyklus „Erschütterung“, diesen deutsch-jüdischen Elegien, die Manfred Bosch zu unserem Glück in seine zweibändige Picard-Ausgabe von 1991 aufgenommen hat ... noch andere Schätze freilich ließen sich daraus heben!

Von hier aus aber läßt sich im Rückblick erkennen, was der Krieg als Höhepunkt dieses Assimilationsversuchs wirklich gewesen ist, nämlich: Selbstaufgabe, Verwüstung, Trauma, das nicht bewußt gemacht und besprochen werden darf. Picard hat dieses Erlebnis mehrfach, in Vers und Prosa, den „tollen Augenblick“ genannt, in dem „wir“ - er benützt die erste Person Plural -, ganz und gar andere waren, „wie fremd geworden uns selbst“. Und mitten im Krieg könnte auch heißen mitten in der Assimilation ...

In der „Bruder“-Erzählung stehen die Sätze:

Die Maschinengewehre hämmerten und kläfften. Alles war vergessen, was hinter uns lag, das Leben, die Zukunft; nur der tolle Augenblick hatte uns. Wir waren uns selber fremde Menschen, verwandelt jeder.

Das persönliche Trauma hat eben seinerseits wieder eine traumatische Vorgeschichte, in der die Grundbedingungen von Picards Kriegserleben und -erleiden - sowohl wie ihres Verschweigens - erst richtig erkennbar werden. Ich meine die traumatisierende Wucht der Assimilation selbst, so wie der Sozialhistoriker Victor Karady sie in seiner Studie „Gewalterfahrung und Utopie. Juden in der europäischen Moderne“ beschrieben hat. Demnach hat die Assimilation den Juden die Befreiung aus dem Paria-Status versprochen, wenn sie rückhaltlos bereit waren, sich den Normen der Mehrheitsgesellschaft zu unterwerfen. „Viele assimilierte Juden“, so Karady, „machten diese beiden Erfahrungen - Befreiung und Unterwerfung - nacheinander oder gleichzeitig.“

Doch je länger, je mehr mußte bei ihnen das Gefühl entstehen, die religiösen und kulturellen Gewißheiten der Herkunft zwar aufgegeben, das versprochene Neue, die volle Integration in die Mehrheitsgesellschaft, aber nicht erhalten zu haben. Identitätsbildung wurde darum zusehends schwieriger. Das tragische Gefühl, weder vor noch zurück zu können, breitete sich aus. Und so ging laut Karady die Erfahrung der Assimilierten „von nun an mit einem quasi strukturellen Trauma einher. Dieses Trauma grub sich umso stärker dem kollektiven Unbewußten der Juden ein, als sich die Krise der Assimilation seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verschärfte.“

Nun mögen die Assimilations-Bedingungen des badischen Landjudentums, dem Picard entstammte, weniger fordernd und absolut gewesen sein. Trotzdem läßt sich auch bei ihm erkennen, wie unentrinnbar der tragische Konflikt zwischen zugehörig und unzugehörig gewesen sein muß. Picard hat ergreifend von ihm erzählt in der autobiographischen Geschichte „Wie ich Hölderlin entdeckte“. Da belauscht er „in selbstquälerischer Neugier“ als pubertierender Knabe das geliebte Mädchen und hört sie sagen: „Was will der Judenbub eigentlich von mir? Meine Mutter meinte auch ... ich solle mich nicht mit ihm abgeben.“

Der Erzähler fährt fort:

Von der argen und grausamen Nacht, die nun folgte, weiß ich im einzelnen nichts mehr. Ich muß es der Mutter aber nach einer Weile erzählt haben, denn ... sie sagte: „Wir müssen unter uns bleiben, das ist uns bestimmt; und das muß jeder einmal erlebt haben, Kind.“ (Die Mutter ahnte wohl), wie dieses Erlebnis ... mein innerstes Leben berührte und mich gewandelt hat.

So habe ich Hölderlin entdeckt ... Ja, aus ihm sog ich Trost und den Mut zu mir selber. Und plötzlich verstand ich, was es bedeutet: Weh mir, wo nehm ich, wenn es Winter ist, die Blumen ...

Denn ich war innerlich durchgebrochen.

Zugleich aber ging Picard „ein Ahnen um die Sendung der Dichter auf“.

Aus derselben Empfindungswelt stammt auch das nur mit dem Wort „Paria“ betitelte Gedicht, das Manfred Bosch im Nachwort zu seiner Werkauswahl zitiert hat:

Wenn sie es auch nicht offen zeigen
Ich fühle oft das herbe Wort
Und sehe fahle Totenreigen
Aus schwarzen Nebeln aufwärts steigen
Das treibt von manchem Fest mich fort

Und hab doch auch ein heiß' Verlangen
Nach Heimatfreude, Bruderhand
Wie alle, die mit mir den langen
So glücklich-wirren Weg gegangen
Durch ein verträumtes Jugendland

Diese Verse entstanden offenbar unter dem Eindruck des Basler Zionisten-Kongresses, den Picard 1903 besucht hatte. Der Paria aber, man kann es in Hannah Arendts Essay „Die verborgene Tradition“ nachlesen, war zu dieser Zeit eine der Figuren jüdischer Selbstdeutung auch in Deutschland. Der französische Publizist Bernard Lazare hatte sie zur Zeit des Dreyfus-Prozesses in Umlauf gebracht und politisch aufgeladen. Mit der gesellschaftlichen Vernichtung des - unschuldigen - Hauptmanns Dreyfus sah er das Ende jeder Assimilation gekommen – vom nachassimilatorischen Judentum aber verlangte er, die Rolle des „bewußten Paria“ einzunehmen und sich in die Phalanx der nationalen und sozialen Freiheitsbewegungen Europas einzureihen, auch gegen den „jüdischen Parvenü“, der immer noch Schutz und Auskommen bei Gastnationen suche.

Dieser Haltung kam in der deutschen Debatte übrigens nur ein anderer badischer Jude nahe: Gustav Landauer. Die Assimilation an bestehende Nationen sowie die Übernahme ihrer Staatsideologie und ihres Kulturchauvinismus schien ihm „keine legitime Lösung der jüdischen Problematik zu sein“. Darum fiel er 1914 auch dem „Kriegsbuber“ ins Wort und verwarf die von ihm beschworene, angeblich neu entstandene Schicksalsgemeinschaft, weil in ihr die deutsch-jüdische Problematik völlig unzulässig „mit dem Faktum des imperialistischen Krieges“ verquickt werde. Außerdem, so Landauer im Brief, sei in all dem Jubel völlig aus dem Blick geraten, „daß unter den Hunderttausenden von Juden, sagen wir 23 bis 37 (sein mögen), die nicht in leidenschaftlichem Verlangen in diesen Krieg gezogen wurden“. (Alle Zitate aus: David Bronsen, „Jews and Germans from 1860 to 1933“)

Doch von solch radikaler oder ironischer Sichtweise ist bei Picard nichts zu spüren; er scheint die Rolle des Parias poetisch durchgespielt zu haben, weil er sich zuweilen von seiner Umwelt als Paria behandelt fühlte.

Sein Ausweg sollte ein anderer sein ...

Doch welche brutale Zumutungen die Assimilation noch für ihn bereit hielt, offenbart ein anderes seiner Kriegsgedichte. Es trägt den Titel „Der Friedhof“ und seine entscheidenden Verse lauten:

Hier stand eines Sommerabends die Schlacht.

Wir gruben uns hastig ein in der Nacht.

...

(Wir) lagen nach drei Tagen noch da
Und wehrten uns schwer mit Blei und Hurra ...
Wir gruben uns immer tiefer ein,
Stießen auf Moder, Sarg und Gebein;
Auf den Kindleinsarg mit schmaler Wand,
Zwischen morschen Brettern das Mädchengewand,
Auf die weiße Rippe, den Ring an der Hand –
Und bauten Wehren und Scharten
Und hausten so viel Wochen lang

...

Man stelle sich das vor: welch traumatisierendes Erlebnis besonders für einen gläubigen Juden, dem - über alle Ungeheuerlichkeit des Vorgangs hinaus - sein Religionsgesetz strengstens verbietet, die Totenruhe zu stören, und gar auf solch gewaltsame Art! Ein allzu hoher Preis für die von Hoffnung getragene Beteiligung an jenem nationalen Kampf, der einem die volle Gleichberechtigung und Anerkennung als Deutscher bringen soll, ohne daß man auch nur leise über diesen Preis klagen dürfte.

Ich möchte mich nun Jacob Picards militärischer Laufbahn zuwenden, seinem „Kriegslebenslauf“, wie das im einschlägigen Forschungsjargon heißt. Von ihm selbst ist dazu ja wenig Auskunft zu erhalten, eigentlich nur jene paar kargen Sätze, die er in seinem autobiographischen Text darüber verloren hat:

Der Krieg brach über uns her. Freiwilliger 1914; und schon Ende September an der Front, wo ich bereits am 14. Oktober während der Schlacht vom Regimentskommandeur persönlich das Eiserne Kreuz erhielt und bis Sommer 1918 unverwundet mit nur kurzen Unterbrechungen blieb, schließlich als Offizier und stets bei Maschinengewehrkompanien. Vierzig Monate und nahezu dauernd bei Kampftruppen in vorderster Linie sowohl im Westen als im Osten!

Um etwas mehr und klarer zu sehen, habe ich mir die Unterlagen aus Picards Soldatenzeit beschafft, genauer: aus dem Karlsruher Generallandesarchiv. Es handelt sich dabei um mehrere Dutzend Seiten, unter einem Deckblatt mit der Aufschrift: „Bezirkskommando Stockach. Personal-Akten des Leutnants der Reserve Jakob Picard“ - Zivilstatus: Dr. jur., Rechtspraktikant zu Heidelberg -, darin enthalten unter anderem: Personalbögen, Dienstzeugnisse, Auszüge aus der sogenannten „Kriegs-Rangliste“, aber auch eine in lateinischer Handschrift von Picard selbst verfaßte Aufstellung seiner „Feldzüge“; ich will mich mit denen an der Westfront begnügen, doch Sie wissen sicher, daß Picard zwischen April 1916 und Dezember 1917 an der Ostfront eingesetzt war, wo er am 31. 1. 1917 zum Leutnant befördert wurde. Das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse hat er noch im Westen erhalten, bereits Mitte Oktober '14, zu einer Zeit, da Picard als einfacher Soldat bei der 3. Maschinengewehr-Ersatzkompanie des 112. Badischen Infanterieregiments diente.

Sie dürfen gern selbst noch einmal auf diesen Wust von Zahlen und Daten schauen, denn ich möchte diese Unterlagen der Gemeinde Wangen und dem Picard-Freundeskreis überlassen.

Zunächst sei nur einer der von Picard selbst angegebenen Kampforte in Nordfrankreich herausgegriffen: Festubert. Dieser Ort lag im Aufmarschgebiet zweier Armeen, die nach belgisch Flandern und dort ans Meer vorstoßen wollten. Es war noch die Zeit vor dem Grabenkrieg – wer angriff, mußte im Sturm durch offenes Gelände, oft genug im Trommelfeuer, ein äußerst verlustreicher Krieg, nicht zuletzt durch Kämpfe Mann gegen Mann. Im Herbst 1914 dürfte Picard

es an dieser Stelle übrigens mit recht schlagkräftigen indischen Kolonialtruppen zu tun gehabt haben.

Die dort erworbene Auszeichnung zeigte er in der Heimat alsbald und mit größtem Stolz vor, etwa in einem Heidelberger Vortragssaal, in dem er nach eigenem Bekunden der einzige Ordens-träger war und vom Referenten, der gleichfalls Uniform trug, darum unentwegt angestarrt wurde. Man spürt in seinen Worten aber auch Picards Rechtfertigungsbedürfnis (siehe das Fragment „Ernst Blass ... und 'Die Argonauten'“):

Tapferkeit? Ach, nein; daß ich das (Eiserne Kreuz) so früh erhalten habe, kam einfach daher, weil ... mir in jenem ... Gefecht noch nicht bewußt gewesen war, wie gefährlich es sein konnte, wenn auf einen geschossen wurde, das ist mir nachher klargeworden. So lange war ja kein Krieg gewesen. Das mußte ich hier wohl anfügen, um nicht in falschen Verdacht zu kommen.

An anderer Stelle spricht er davon, den Krieg von Anfang bis Ende „ziemlich heftig“ mitge-macht zu haben; Manfred Bosch hat diese Aussage in seinem Nachwort zitiert. Und Max Barth, ein Gefährte des New Yorker Exils, war irritiert angesichts eines Widerspruchs, den er sich nicht erklären konnte:

Manchmal, wenn ich Jacob Picard vor mir sehe, diesen geistigen, zartwirkenden Menschen, wundere ich mich, wie gerade er, der Gewaltlose und Innerliche, sich im Ersten Weltkrieg so martialisch betragen konnte, daß er schon im Oktober 1914, mitten in der Schlacht, das Eiserne Kreuz angehängt bekam.

Eine gewisse Gebrochenheit war an diesem Mann offenbar nicht zu übersehen, vielleicht die Gebrochenheit des Assimilierten, der sich gezwungen fühlte, für umfassende Zugehörigkeit ho-hen, ja, höchsten Einsatz erbringen zu müssen.

Im Grunde dürfte Picard ein zartes, empfindsames, lyrisches Naturell gewesen sein – doch es wurde anderes von ihm gefordert! Viel später, in der Hölderlin-Prosa, sollte er mutmaßen, daß ihm die wachen, offenen Sinne abgestumpft seien, nachdem „das Erlebnis des großen Krieges und alles Grauen über sie hingegangen“ war.

Soldat sein, Soldat sein zu dürfen, wurde von vielen Juden in Deutschland als eine große Er-rungenschaft empfunden – fast schien ihnen, als wäre es der höchste und abschließende Akt der Assimilation. Als auch formal nicht gleichberechtigte Untertanen hatten die Juden über ihre längste Zeit in Deutschland keinerlei Wehrdienstpflicht. Ausnahmen waren Bausoldaten oder Armierungshelfer, die noch im Ersten Weltkrieg „Schipper“ genannt wurden; der Romancier Arnold Zweig war ein solcher, in der „Hölle von Verdun“. Jüdische Kriegsfreiwillige in größerer Zahl gab es wohl erstmals während der Befreiungskriege, als viele Juden sich mit Preußen iden-tifizierten, das ihnen rechtliche Gleichstellung verhieß. Immer wieder während der deutschen Ju-denemanzipation wurden Forderungen laut - nicht zuletzt von jüdischer Seite -, Juden zum Mili-tärdienst zuzulassen. Doch galten sie im Urteil und im Vorurteil der Zeiten als „militärisch un-brauchbar“, in Kultur und Habitus allzu sehr geprägt von „atypischen“, „unsoldatischen“ Eigen-schaften. Es galt schlicht als ausgemacht, daß die Juden in der Diaspora jede militärische Tradi-tion verloren und vergessen hatten.

Die Wende kam mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870 / 71. Die Juden, mit der neu-en Reichsverfassung erstmals Vollbürger, teilten in der Regel auch voll und ganz die Kriegsbe-geisterung ihrer nicht-jüdischen Landsleute; man lese dazu etwa die Aufrufe Berthold Auer-bachs. Doch auch wenn sie Militärdienst tun mußten, ins Allerheiligste des preußisch-deutschen Militarismus drangen sie nur selten vor: ins Offizierskorps! Ebenso fanden sich in Deutschland nach wie vor kaum Reserveoffiziere jüdischer Herkunft. Auch hierin war die von Rechts wegen zugesicherte Gleichstellung also nicht vollzogen. Und je länger, je mehr versuchten viele deut-

sche Juden, teils mit größtem Ehrgeiz, die Voraussetzungen für diese Zugehörigkeit zu erfüllen. Die soldatische Tat sollte ihnen diesen letzten Schritt ermöglichen. Und so entwickelten sie vielfach jenes in der deutschen Zivilgesellschaft längst heimische „verbürgerlichte Kriegerethos“, von dem Norbert Elias in seinen „Studien über die Deutschen“ spricht.

Manche von ihnen rühmten dann den Krieg, als er kam – so wie Nathan Wolf in seinem von Anne Overlack edierten Kriegstagebuch, in dem er schreibt, als „ganzer Mann“, „wahrhaft Deutscher“ und mit „reinem Gewissen“ zurückkehren zu wollen. Derlei Bekundungen sind bei Jacob Picard nicht zu finden, und zumindest im Gedicht gesteht er sogar ein, „hilflos zerrissen“ von „Schuld und Gewissen“, also schwer belastet aus dem Krieg wiedergekommen zu sein. Vergleicht man noch die Fotografien der beiden jungen Männer in ihren Uniformen, erblickt man Wolf im Winter 1916 gefaßt, entschlossen und allzeit bereit, während sich in Picards Gesichtsausdruck (auf dem Porträtbild mit Ordensband, von 1914) eine zumindest leichte Selbstbefremdung zu mischen scheint.

Doch auch wenn er sich nicht bekennerhaft geäußert hat, auch wenn er nie hurrapatriotische oder kriegsverherrlichende Lyrik schrieb, Picard hat sich ganz und gar deutschnational verhalten – und meldet sich noch in der ersten Kriegswoche freiwillig. Doch Dabeisein ist anscheinend nicht alles für ihn, er erhöht den Einsatz und tritt laut seiner Kriegs-Rangliste in eine Maschinengewehr-Einheit ein, auch dies ein freiwilliger Akt. Diese Entscheidung verrät eine gewisse kriegerische Leidenschaft, auch den Willen, ein Soldat ohne Ausflucht, ohne Schlupfwinkel, ohne Zweideutigkeit zu sein, denn das MG gilt als eine der modernsten und wirksamsten Waffen dieser Zeit und soll im bevorstehenden Krieg eine entscheidende Rolle an allen Fronten spielen. - Auch ein anderer, späterer, Höri-Bewohner hat sich unwiderstehlich zu dieser Waffe hingezogen gefühlt: Otto Dix, der sich versprach, den kommenden Krieg bei einer MG-Einheit auf die zeitgemäßeste und damit wahrhaftigste Art zu erleben, und auch er sollte nicht enttäuscht werden ... wie viel Picard tatsächlich von dieser Waffe verstand, kann man in der „Bruder“-Erzählung nachlesen, deren Ich-Erzähler, wie Sie wissen, Wangen heißt, und der von sich sagt:

Damals war ich Schütze, Richtschütze bei der Maschinengewehrkompanie, ich, der einfache jüdische Soldat Wangen.

Der „Richtschütze“ war der Hauptschütze an diesem Schnellfeuergewehr, deren deutsche Ausführung mit vollem Namen „Maxim 08 /15“ hieß und im Lauf des Krieges nicht nur prominent, sondern gleichsam sprichwörtlich wurde.

Welch verheerendes Mordinstrument!

Ausgestattet mit der Feuerkraft von vierzig Infanteristen: 600 Schuß pro Minute! Ein Kriegshistoriker schreibt: „(Ihre) automatische und unmenschliche Letalität machte die MG-Stellung zum Hauptziel der schweren Artillerie. Und: „Mit dem Auftauchen des Maschinengewehrs war der Tötungsakt mechanisiert und industrialisiert worden.“ Ein MG-Zug, der an der Front lange genug aushielt, dürfte im Lauf weniger Jahren sage und schreibe zwei- bis dreitausend feindliche Soldaten umgebracht haben. Die eigenen Leute betrachteten das MG hingegen „wundergläubig“.

Picard und sein Zug kamen laut selbstverfaßtem Kriegslebenslauf im Frühjahr 1915 in Loos und an der Loretto-Höhe zum Einsatz; vor Loos lag er übrigens einige Wochen jenem walisischen Bataillon gegenüber, dem Siegfried Sassoon angehörte, der selbst jedoch erst nach Picard an dieser Front kämpfte. Das Dorf Loos lag im Zentrum eines auch mit Kavallerie-Einheiten unternommenen britisch-französischen Vorstoßes, den deutsche Truppen vor allem mit MG-Feuer und Giftgas stoppten. Noch schlimmer erging es Briten und Franzosen einige Wochen später am Höhenzug Notre Dame de Lorette, von den Deutschen Loretto-Höhe, von den Engländern Vimy Ridge genannt, auf dessen Kamm im Kreideboden des Artois deutsche MG-Nester zum „Niederermähen“ anstürmender Truppen die besten Bedingungen vorfanden. Entsprechend schrecklich die Gefallenenzahlen dieser samt und sonders gescheiterten alliierten Offensiven.

Picard war zu dieser Zeit noch kein Offizier. Als er es später im Osten wurde, dürfte er vom Richtschützen zum Kommandeur einer MG-Einheit geworden sein; das gleiche also, was Dix als Unteroffizier schaffen mußte, weil er als Soldat von nicht-bürgerlicher Herkunft nie zum Leutnant befördert worden war.

Im Krieg der Maschinengewehre und anderer Monsterwaffen dürfte es nicht nur traumatisierend gewesen sein, getötet oder verstümmelt werden zu können, sondern mindestens ebenso: die allgegenwärtige Tatsache, massenhaft zu töten, und zwar in Sichtnähe. Töten! Menschen jeglicher Herkunft, Kanadier, Australier, Schotten, Senegalesen, Marokkaner; Väter, Brüder, Söhne – darunter freilich auch jüdische, Menschen also des eigenen Glaubens und eigenen Stammes, wenn dieser Begriff - so wie bei Picard - schon von Bedeutung sein sollte. Wohl darum hat er im Gedicht „Nach der Schlacht“ die Verse gefunden:

Und wußten nicht, daß es die Menschheit war,
Die wir in ihrer schwersten Not besiegten.

Übrigens, auch Picards Bruder Erwin, der Jüngere von den beiden Gefallenen, diente bei einer Maschinengewehrkompanie, ebenfalls freiwillig und als Scharfschütze. Geboren 1896, muß er sich mit 18, höchstens 19 in den Krieg gemeldet haben. In der „Bruder“-Erzählung trägt er den Namen Ernst und war „ein Soldat wie nur je einer“, so der Ich-Erzähler. Die zehrende Sorge um diesen Bruder, von der die Geschichte vor allem berichtet, scheint mehr als berechtigt gewesen zu sein. - Auch seine Akte habe ich in Karlsruhe erbeten, und sie enthält unter anderem den Vorschlag seiner Truppe, diesem blutjungen Scharfschützen das „Badische Verdienstkreuz“ zu verleihen, mit der Begründung:

Picard war, dem Drange der akademischen Jugend folgend, voll Begeisterung in den Kampf fürs Vaterland hinausgegangen. Er hat die Schlacht bei Verdun, die Kämpfe zwischen Maas und Mosel, die Schlacht an der Somme sowie die Aisne-Champagne-Schlacht mitgemacht (und) sich als hervorragender Schütze u. Gewehrführer gezeigt. All sein Tun war von dem Drang beseelt, sich hervorzutun. Er wird von seinen Vorgesetzten als mutiger, tapferer Mann geschätzt, auf den man sich unbedingt verlassen kann.

Nicht lange danach wurde dieser Eintrag durchgestrichen; dahinter steht: „Picard ist am 31. Juli 1917 gefallen“.

Der andere Bruder, Wilhelm, war bereits im Jahr davor ums Leben gekommen, doch zu seinem Werdegang habe ich in Karlsruhe leider keine Unterlagen gefunden.

Wenn der Blick nicht trügt, haben zumindest Jacob und Erwin Picard im Krieg keine Zurücksetzung als Juden erfahren. Orden und sogar ein Leutnants-Patent zeugen davon. Vielleicht ist es ihnen ja ergangen wie Nathan Wolf, der in seinem Tagebuch festhält:

Mir ist in diesem Krieg nie in den Sinn gekommen, daß ich Jude bin, ich fühle mich so eins mit meinen Kameraden und sie mit mir, daß es uns nie zum Bewußtsein kommt, wir fühlen uns alle gut deutsch und besonders badisch.

Dazu noch ein paar Zahlen: Von den knapp 100 000 deutschen Juden im Ersten Weltkrieg standen mehr als drei Viertel an der Front. Rund 30 000 von ihnen wurden mit teils hohen und höchsten Auszeichnungen dekoriert, 20 000 befördert, davon 3000 in den Rang von Stabs- oder Feldoffizieren.

Doch obwohl von Anfang an überdurchschnittlich viele Juden in den vordersten Linien standen, wurde 1916 eine sogenannte „Judenählung“ abgehalten. Sie sollte den böswillig ausge-

streuten Verdacht nationalistischer Kreise belegen, daß ganz vorne, im Feuer, kaum Juden zu finden seien, weil sie sich davor drückten. Als das Gegenteil herauskam, hat man die Ergebnisse verschwinden lassen, die Wahrheit unterdrückt. Der „Burgfrieden“ aber war durch die „Juden-zählung“ aufs schmachlichste gebrochen – die Juden durften sich wieder verdächtigt und beargwöhnt fühlen. Im Grunde setzte mit der „Juden-zählung“ bereits die „Dolchstoßlegende“ ein, in ersten Anfängen gewissermaßen all das, was nach 1918 in voller Häßlichkeit über den deutschen Juden ausgeschüttet wurde. Oder in den Worten, die Picard in seinem Konstanzer „Mahnruf“ von 1922 wählte:

Gestehen wir es nur: wir wurden überrascht, waren völlig unvorbereitet, als die tolle Offensive der antisemitischen Hetzvölker nach Kriegsende gegen uns losbrach; das hatten wir nicht erwartet, selbst die größten Pessimisten nicht, obwohl Anzeichen in der zweiten Hälfte des Kriegs manches ahnen ließen.

Wie ungemein wichtig – lebenswichtig! - Picard das von ihm und seinen Brüdern erbrachte Kriegsoffer war, läßt sich auch daran ermessen, daß er noch 1934 das vom Reichspräsidenten seit Kriegsende vergebene „Ehrenkreuz für Frontkämpfer“ angenommen und mit Stolz getragen hat. Es beweist, daß er den Glauben nie verlor: Unser unerhörter Einsatz ist nicht umsonst gewesen! Auch das Trauma sowie der Versuch, es abzuwehren und sozusagen im Namen einer größeren Sache ungeschehen zu machen, gehören zu diesem Einsatz. Erschüttert sein, doch es nicht zeigen dürfen – mehr hat Picard in der Folge nicht zugelassen und seine Klage ins Gedicht verbannt, um sie dort gewissermaßen in die Zucht der Verse zu nehmen und zu kontrollieren. Man könnte auch sagen, daß er sein Kriegstrauma im umfassenderen Trauma der Assimilation verpuppt hat. Hätte er seine Klage laut ausgesprochen, seinen Schmerz gezeigt, Wunden vorgeführt oder gar wie Siegfried Sassoon ein Protestschreiben gegen den Krieg und seine unermeßlichen Opfer abgesetzt, wie hätte man es diesem jüdischen Soldaten in deutscher Uniform wohl vergolten? Als Feigheit, als Versuch, dem Opfer auszuweichen, als Schwäche, es anzunehmen, so hätte man es ihm vergolten.

Er findet da nicht den geringsten Spielraum für sich, kein Entrinnen. Wenn er als Jude volle Anerkennung will, darf er nicht trauern, nicht klagen und anklagen, sondern muß mit fast übermenschlicher Kraft an sich halten. Das weiß er.

Doch auch auf diesem Weg wurde das Erträumte nicht wahr; niemand hat in Deutschland so sehr, so brutal und auf so vielfache Weise den Krieg verloren wie Jacob Picard und all jene Juden, die auf dasselbe hofften und für dasselbe litten wie er.

Erschüttert sein, doch es nicht zeigen dürfen,
Gelassen sprechen, tränenbang die Kehle,
Des Schicksals übermächtigen Würfen
Verstrickt sich fühlen in gelähmter Seele!

Es ist nicht leicht ...

*

Die beiden Gedichte sind entnommen: Jacob Picard, Werke in zwei Bänden, hrsg. von Manfred Bosch, Faude Verlag, Konstanz 1991, Bd. 2, u.a. Gedichte, S. 31; dann: The War Poems of Siegfried Sassoon, arranged and introduced by Rupert Hart-Davis, Faber & Faber Verlag, London 1983, S. 84. Unübertroffen zum Thema Kriegsneurosen und deren Behandlung bleibt Pat Barkers 1999 ins Deutsche gebrachter Roman „Niemandland“, der überwiegend im Sanatorium von Craiglockhart spielt.